

Bande des Blutes : ein Roman [2. Fortsetzung]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

2. Fortsetzung.

Züseli stellte in nicht erlahmendem Eifer die Verbindung mit der Küche her, und draußen hantierte Madle mit den Pfannen und schöpfte die Gerichte in die dampfenden Platten. Sie war froh, nicht an der Gesellschaft teilnehmen zu müssen, obschon sie ihres langjährigen Vertrauensverhältnisses wegen, das sie mit dem „Rebstock“ verband, auch dazu gehört hätte. Sie wußte wohl, daß unter der Asche sich manche Glut versteckte, die nur nicht zur Entwicklung kam, weil der Herr Pfarrer den Ton der Unterhaltung beherrschte und Justine unentwegt bemüht war, ein neues Thema aufzugreifen und dieses unter freundlicher Mithilfe ihres pfarrherrlichen Nachbars umständlich auszuspinnen.

Klaus Steffen, der Vater, kam kaum zum Worte und ließ den Dingen den Lauf. Wenn Züseli nicht zugegen war, füllte er die Gläser nach, und ein Gast, der nebenan in der allgemeinen Wirtsstube saß, bemerkte zu seinem Gegenüber: „Die haben es lustig! Der Tausend, wie die Gläser klingen!“

Mit dieser Lustigkeit war's indessen nicht so weit her. Der Wirt hatte am Morgen vor dem Gang zur Kirche mit Justine eine kleine Auseinandersetzung gehabt. Sie hatte das willige Züseli mit ihrer spitzen Zunge immer wieder geneckt und in Wallung gebracht, in der Annahme, es komme ihm nichts zu Ohren. Er befand sich aber in der Nähe, und als er zuletzt und zu Ehren des Mädchens nicht an sich halten konnte, fuhr er unversehrt dazwischen und erteilte der Gotte einen Stüber, daß sie plötzlich verstummte und wie eine Kugel aus einem Rohre geschossen über die Treppen verschwand.

Als der Alltag wieder eingelehrt war und kein Morgen verstrich, ohne daß nicht ein kleiner oder größerer Hausstreit ausgefochten wurde, geriet Vater Klaus in eine bedenkliche Stimmung. Sollte das nun so weiter gehen? Was war das im Gegensatz zu diesem Treiben für ein herrlicher

Lebtag gewesen, als seine Frau Emma noch um alles besorgt war! Da durfte er ruhig fortbleiben und Tiere einkaufen. Jetzt war ihm nie mehr wohl unterwegs, denn er wußte: zu Hause schwelte ein Unfrieden. Was bekam das Liseli alles zu hören! Und wenn auch Schwester Anna sich mit den Kindern abgab, atmeten sie doch die Luft der Ungemütlichkeit. Marieli spürte wohl jetzt noch nichts davon. Aber je älter das Mägdlein wurde, ging ihm eine Ahnung auf, und es nahm Teil an der unfreundlichen Luft, die Justine immer aufs neue aufwirbelte.

Es geschah, daß Liseli tränenden Auges zu ihm gesprungen kam, sowie er am Abend heimgekehrt war. Es hatte einen kleinen Kummer zu klagen: „Vati! Die Base Justine hat mich heut in eine ganz dunkle Kammer gesperrt! Und kommt die Mutti wirklich nie, nie mehr?“

Es war ein Jammer. So durfte es wohl kaum weiter gehen.

Aber Klaus Steffen fand keine Lösung.

Seitdem die Base jetzt Marielis Gotte geworden war, zügelte sie ihr Temperament. Aber es gelang ihr nicht immer, und im Lauf der Tage und Wochen gewann ihr salziges Wesen wieder Oberhand, und Schwester Anna war froh, wenn sie an schönen, warmen Tagen mit dem Wägelchen ausrücken konnte. Liseli hüpfte immer mit. Man zog dem nächsten Bauernhof zu, winkte dem Tschitschi-Bähnlein, wenn es unten vorbeifuhr, und streichelte ein Schäfchen, das in einer Wiese seine Sprünge machte.

Manchmal aber, wenn die Sonne gar zu heiß brannte, blieb Anna mit ihren Kindern im Garten des „Rebstocks“. Da gab es schattige Winkel, einen Springbrunnen mit Fischlein darin und ein niedliches Häuschen, das wie ein Märchenschlößchen von dichtem Blätterwerk umspinnen war. Hier war gut sein. Marieli schlief. Liseli beschäftigte sich mit seiner Puppe oder grub mit seinem Schäufelchen in den Boden, um einen Berg aufzurichten und in die oberste Spitze ein Bäumlein

zu setzen. Schwester Anna las in einem Buch und genoß die stille Stunde, in der eine andere Welt sich auftrat. Sie freute sich, der Jungfer Bülsterli entronnen zu sein. Denn immer hatte sie etwas zu fragen oder eine andere Meinung zu vertreten, und sie maßte sich auch da ein Urteil an, wo sie wegen mangelnder Erfahrung keineswegs dazu befugt war.

An schönen Tagen setzten sich auch gerne Gäste aus der Stadt in den Garten. Man trank den Kaffee oder bestellte ein Schöpplein Wein. Es geschah, daß sich an Samstagen alle Tische füllten. Denn ganze Familien rückten aus, um sich auf dem Lande zu ergehen und nach erledigtem Spaziergang im Schatten der Rebstockbäume auszuruhen. Man wußte, daß man hier eine treffliche Milch bekam, Butter und Käse dazu, einen frischen Kuchen, ein gut gekühltes Bier oder einen Wein, der dem strengen Urteil eines Kenners gewachsen war.

Klaus Steffen verfügte über eine zahlreiche Stammkundschaft. So und so viele Leute kamen immer wieder, brachten andere mit und schufen so einen kurzweiligen Treffpunkt, so daß niemand befürchten mußte, wenn der Himmel blau war, allein zu bleiben.

Zu diesen treuen Gästen gehörten auch Direktor Hallers aus der Stadt. Der Direktor war eine gepflegte Erscheinung von städtischer Eleganz. Die Bügelfalte und das seidene Hemd, das bequeme, leichte Sommertschöpplein, der graue, dünne Filz und die goldene Nadel in der langen Krawatte bewiesen, daß das Äußere ihm eine Rolle spielte. Oder war der festlich saubere Aufzug des Gemahls das Werk seiner Gattin, die in ihren spitzen Schuhen, in ihrem aparten Hütchen mit dem hauchdünnen Schleier der jüngsten Mode huldigte, ohne ihr in ihren kühnsten Formen zu folgen. Überall, wo Direktors aufrückten, wurden sie mit Respekt begrüßt, denn jedermann wußte, was Herr Haller für einen gewichtigen Posten in seiner Bank inne hatte und wieviel von seinem Wohlwollen abhing. Man wußte nur Gutes von ihm zu berichten, und er war von einer berückenden Liebenswürdigkeit allen Menschen gegenüber, die ihm bei dieser oder jener Gelegenheit begegneten. Ja es war, als ob er ferner Stehende und solche, die ihn nicht geschäftlich

beanspruchten, mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte. Denn bei den verantwortungsvollen Angelegenheiten, die er tagsüber zu erledigen hatte, drängte es ihn hinaus in eine andere Umgebung, in eine freiere Welt. So liebte er das Land und spazierte gerne durch Wälder und Wiesen, und hier, der Stadt und ihrem Hasten und Drängen entronnen, atmete er auf und füllte Lunge und Herz mit dem Odem der Felder. Sehr oft und mit besonderer Vorliebe wandte er seine Schritte in den „Rebstock“. Mit dem Wirt stand er auf freundschaftlichem Fuße, und die Worte, die sie wechselten, waren nicht nur die üblichen Freundlichkeiten zwischen flüchtigen Bekannten. Man tauschte Erfahrungen und Erlebnisse aus, die die letzten Tage und Wochen gezeitigt hatten und dem Reiche des Persönlichen angehörten. Man nahm gegenseitig Anteil an Glücksfällen und Enttäuschungen und hielt auch mit einem stillen Kummer nicht hinterm Berge, wenn immer sich einer meldete.

Man wußte im „Rebstock“, daß seit Jahren im Herzen von Herrn und Frau Direktor eine Wunde offen war, die sich nicht schließen wollte. Wer um dieses Leid wußte, vermied es, daran zu rühren. Eingeweihte sagten sich: Wieviel Geld ist da! Aber mit Geld kann man nicht alles kaufen, und mit Geld kann man nicht alles aus der Welt schaffen. Es steht da und behauptet sich wie ein alter Baum, wie ein Haus oder wie ein Berg, der nichts an sich herankommen läßt.

So waren an einem schönen Samstagabend Direktors wieder einmal in den „Rebstock“ gekommen. Sie ließen sich im Garten nieder. Der Bankmann wischte sich mit einem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirne und freute sich auf den guten Tropfen, den er hier zu trinken pflegte. Die Frau Direktor erlabte sich am schmackhaften Kaffee und an den frischen Brötchen, die so herrlich dufteten. Jetzt entdeckte sie in der Laube ein Wägelchen. Daneben saß Schwester Anna und schob es sachte hin und her. Ein feines Stimmlein machte sich bemerkbar. Zwei Händlein guckten unter der Decke hervor, und winzige Fingerlein suchten etwas. Ein Köpfchen war nicht zu sehen. Es lag im Schatten des Verdeckes. Die Frau Direktor erhob sich und bemerkte zu ihrem Gemahl: „Das ist gewiß das

Jüngste, Marieli, und die Schwester schaut zu ihm. Das arme Geschöpflein, wie früh hat es seine Mutter verlieren müssen!" Jetzt näherte sie sich dem grünen Dache, begrüßte die Pflegerin und guckte nach dem Kindlein, das beinahe erschrocken nach dem ungewohnten Gesichte schaute, das sich zu ihm herniederbeugte.

"Wie niedlich! Wie reizend!" brach sie in helles Entzücken aus und winkte ihrem Manne herbei, daß er komme, sich das Mägdlein zu besehen.

"O diese Händchen, dieses Mündchen, diese Ohrlein und diese Auglein, wie sie gucken! Diese Armchen, wie sie hilflos über die Decke huschen, diese Fingerlein, die tun, als ob sie etwas greifen wollten, und dieses Stimmlein, das noch keinen fertigen Laut herausbringt! Aber das herzige Menschlein will sich doch schon bemerkbar machen, und jetzt könnte man meinen, es wollte mir etwas sagen."

Da trat auch der Direktor zu ihm und neigte sich über Marieli. Er löste die goldene Uhrkette von der Weste und ließ sie über dem Köpflein schwingen. Das winzige Wesen wußte aber nicht, was es mit diesem tanzenden Dinglein anfangen sollte. Es schob es von sich und wandte sich Schwester Anna zu, die ihm liebevoll zusprach.

Die Frau Direktor erkundigte sich: "Wie ist es, und gibt es ihnen viel Mühe?"

"Ein gar liebes ist es und schläft die ganze Nacht. Nur ausnahmsweise weckt es mich, es rührt sich, meldet sich mit seinem dünnen Stimmlein, und wenn es mich gesehen hat, nickt es handkehrum wieder ein."

"Und wie steht's mit dem Trinken?"

"Es bringt seinen Schoppen immer leer. Ja oft tut es, als wolle es noch mehr. Dann vertröste ich's aufs nächste Mal. Denn es muß seine Ordnung haben, pünktlich zur rechten Zeit das übliche Maß."

"Und es ist immer gesund gewesen?"

"Zum Glück! Es hat ihm noch nie etwas gefehlt. Einmal wollte es mit Schreien nicht aufhören, und es stieß das Fläschlein von sich. Ich erschrak und sagte es Herrn Steffen. Er ließ gleich den Doktor kommen. Aber dieser fand nichts Beunruhigendes, und Marieli war auch bald wieder zufrieden."

Die Frau Direktor trat etwas zurück. Sie tat

einen verstohlenen Seufzer und rieb sich die Augen aus.

Der Direktor wußte nur zu gut, was sie beschäftigte.

Ach Gott! Daß sie doch auch so ein Kindlein hätten! Aber keines war ihnen beschert, und erst kürzlich hatte der Professor, dessen Rat die unglückliche Frau eingeholt hatte, ihr versichert, es werde nie eines kommen.

Auch dem Direktor war dieser Umstand eine große Enttäuschung. Was für Hoffnungen hatte er an ein Mägdlein oder an ein Bübchen geknüpft! Und wenn's ein Pärlein würde, wie schön wollten sie es zusammen haben! Was für eine Jugend hätte er ihnen bereitet! Und wenn die Kinder größer wurden, zogen sie mit ihnen aus, zuerst mit dem Wägelchen und später zu Fuß. Und damit die Mutter nicht gar zu viel Arbeit hatte, bestellten sie ein Mädchen. Aber das waren alles nur Träume, Luftschlösser, die zusammengestürzt sind.

Da wurde eine Stimme laut im Hause. Man rief, und es klang nicht freundlich. Man gab gereizte Worte zurück. Dann wurde es plötzlich still, und ein Fenster flog zu.

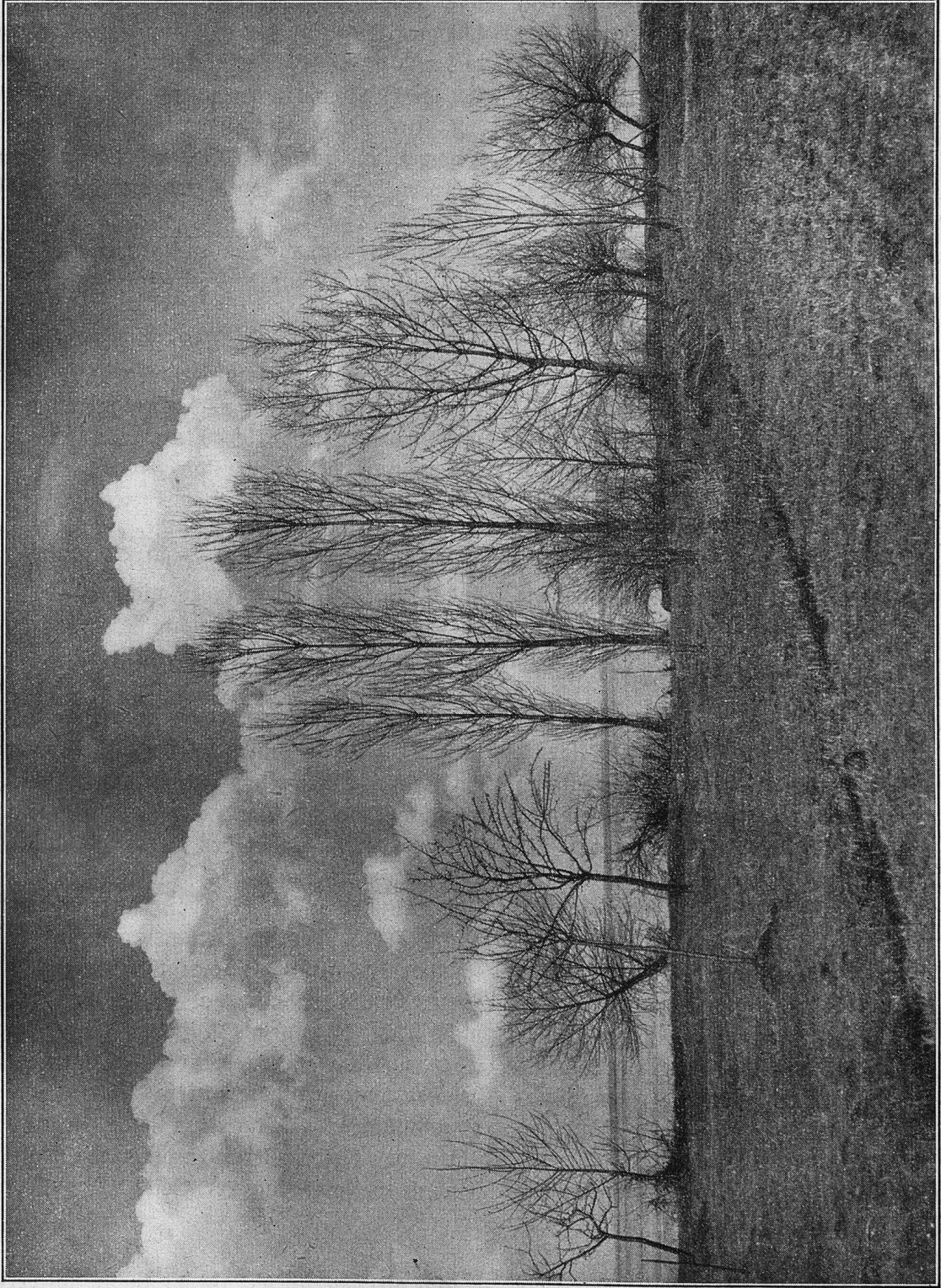
Jetzt trat Klaus Steffen, der Wirt, aus dem Haus. Der Direktor sah ihm an, er mußte einen Ärger gehabt haben, und er kam an die Luft, um sich Erleichterung zu schaffen. Da entdeckte er Direktors. Gleich ging er auf sie zu und begrüßte sie, noch etwas verwirrt.

"Was ist Ihnen?" fragte die Frau Direktor verwundert.

"Ich muß Ihnen etwas erzählen", antwortete der Wirt. "Wo sitzen Sie?"

"Dort, unter der Ulme!" Und sie zeigte auf ein Tischchen, auf dem ein frischer Kaffee dampfte.

Der Wirt schüttete sein Herz aus. Er schilderte seinen Gästen, wie ungemütlich es seit dem Tode seiner Frau im "Rebstock" geworden sei. Er fühle sich nicht mehr daheim. Die halbe Zeit werde gestritten. So ziehe er gerne aus; aber am Abend, wenn er nach Hause komme, habe er alles über sich ergehen zu lassen, was ein jedes zu klagen habe, das Züseli, die Madle, der Josebantoni und Justine. O diese Base! Daß der Ruckuck sie holte!



Herbststimmung

Phot. Feuerstein, Schiffs-Straße

Direktors hatten Mitleid mit dem geplagten Wirt. Er mußte ihnen mehr berichten.

„Grad vorhin hat mich Justine wieder aus der Fassung gebracht. Sie schimpfte auf Züsli, weil es einem guten Stammgast ein freundliches Wort gegeben hat. Natürlich, der alten Jungfer ist so etwas ein Dorn im Auge, und sie ist allen auffällig, die nicht ihr den Hof machen.“

Der Direktor lächelte.

Klaus Steffen fuhr fort: „Es wär zum Lachen — wenn unter diesen Eifersüchteleien nicht das ganze Haus leiden würd! Alle steckt die Nase mit ihrem Unfrieden an. Kürzlich hat sie einen Strauß ausgefochten mit unserm Kinder mädchen, mit Schwester Anna. Sie gebe sich keine Mühe und schau nicht recht zum Kindlein. Ich weiß jedoch selber, wie gut sie ihre Pflicht tut. Keine bessere könnt ich finden. Aber ich verliere sie, wenn es so weiter geht. Just gestern abend wollt sie mir Justines wegen die Stelle kündigen. Wie stünd ich da! Und das arme Marieli! Niemand fände Zeit, sich seiner anzunehmen, wie man es muß. Ein zartes Pflänzlein ist's, hat die Mutter gesagt, und sie hat mir noch auf die Seele gebunden, ja alles zu tun, um es bei seinem schwächlichen Wesen durchzubringen.“

„Wie wär's, wenn Sie dieser Nase den Laufpaß geben würden?“ meinte jetzt der Direktor.

„Ich war schon drauf und dran. Dann sagte ich mir wieder: wer hält mir so das Zeug zusammen wie Justine, wenn ich fort bin? Sie steht in der Mezg und rennt ans Office. Sie weiß, was im Keller geht und hat ein scharfes Auge auf alle Vorräte. Das ist nicht zu verachten in so einem Betrieb, wie wir ihn haben im ‚Rebstock‘. Und doch, ich fürchte, es wird nicht lange so gehen, und heut abend noch werde ich mit ihr zu Boden reden, hau's oder stech's.“ Klaus Steffen erhob sich, und zu seiner Beruhigung machte er einen Rundgang von Tisch zu Tisch, begrüßte seine Gäste und hielt sich da und dort ein Weilchen auf.

Es war Zeit, das Direktors den Heimweg antraten. Die Abend Schatten kamen daher. Ein Lüftchen rauschte in den Kronen der Bäume. Die Fläche des Sees kräuselte sich, und es war köstlich, noch einen kleinen Marsch in die Stadt zurück zu tun. „Oder willst du fahren?“ fragte der Direktor seine Frau.

Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Noch einen letzten Blick hatte sie nach dem Wägelchen und der Schwester Anna getan. Sie winkte ihr zu und zog nun an der Seite ihres Mannes ein schmales Beglein, das aus dem „Rebstock“ hinaus und in die Wiesen führte. Vor ihnen breitete sich die Stadt mit ihrem unendlichen Dächermeer hin. Kirchtürme reckten sich wie Nadelspitzen zum Himmel, und zu beiden Seiten des Sees bauten sich Hügel auf, die von Willen und Gärten besät waren.

„Urfula, vermagst du unser Haus zu erkennen?“ wandte sich der Direktor erneut seiner Frau zu.

Sie schaute hinunter, gab sich aber nicht sonderlich Mühe. Ein Gedanke schien sie zu beschäftigen. Sie mußte ihm nachgehen und kam nicht mehr los von ihm. Sie achtete kaum der schönen Beleuchtung über der Stadt, während der Direktor sich am Bilde der übergoldeten Dächer nicht satt sehen konnte. Oft schon hatte er's in sich aufgenommen. Es war immer wieder herrlich und anders in seinen wechselnden Lichtern.

Urfula blieb still. Dann sagte sie plötzlich: „Der Wirt im ‚Rebstock‘ dauert mich eigentlich. Nichts Schönes hat er mehr, wenn ihm die Nase alles verdirbt. Und Marieli wird's zu spüren bekommen. Das Liseli kann sich schon wehren; aber so ein kleines Geschöpflein ist gänzlich auf die andern angewiesen. Von Liebe bekommt es nicht viel zu spüren. Außer der Schwester Anna findet niemand so recht Zeit, sich mit ihm abzugeben. Und es wird spät, bis der Vater heimkehrt. Dann ist es schon zu Bett gebracht und eingeschlafen. Es geht doch eigentümlich zu in der Welt: Am einen Ort hat es so ein Kindlein nicht leicht, in vollem Glück seine Tage zu erleben, und am andern, wo es alle guten Geister behüten würden, findet es kein Törlein, um hineinzuschlüpfen.“ Sie tat einen tiefen Atemzug und schritt, von diesem Gedanken wie von einem Verhängnis verfolgt, an der Seite ihres Mannes bergab.

4.

Am gleichen Abend, als die Gäste sich verlaufen hatten und es im „Rebstock“ ruhig geworden war, winkte Klaus Steffen der Nase ins Hinterstübchen. Er habe mit ihr zu reden. Hier sagte

er ihr unumwunden, was er fühlte und dachte. Die Base rückte hinter den Tisch, feuertwerkte mit den Augen, sprach von Undankbarkeit und strich mit keineswegs bescheidenen Worten heraus, wie gut sie es immer mit ihm und seinem Haus gemeint hatte. Nun merkte sie, daß andere Saiten aufgezogen wurden und die Angelegenheiten sich nach einer Richtung entwickeln könnten, die sie nie ins Auge gefaßt hatte. Sie hatte geglaubt, sie sitze trotz aller Geplänkel schon felsenfest in diesem Haus; so maßte sie sich immer mehr Befugnisse an und mußte nun erfahren, wie der wirkliche Gebieter ihre Anwesenheit einschätzte. Das radikale Wort: so geh ich! kugelte ihr über die Zunge, aber bei einer raschen Abwägung aller Vor- und Nachteile ließ sie es doch nicht über die Lippen springen. Denn zu viel hing daran, und es hieße nicht mehr, als alle ihre Hoffnungen begraben, wenn sie sich zu dem bequemten, was Steffen vielleicht längst mit ihr im Sinne hatte. Im Augenblick, da sie erschreckend sah, wie ihr Schicksal sich auf des Messers Schneide befand, füllten sich ihre Augen mit Tränen, und Klaus wußte nicht, ob es Trotz oder die Überzeugung war, Unrecht zu erdulden, ob sich noch ein bißchen Anhänglichkeit zum Hause bemerkbar machte oder die Furcht, daß sie mit ihren Plänen Schiffbruch litt. Vielleicht spielte alles zusammen mit. So gab sie zu, nicht immer in bester Verfassung zu sein. Die viele Arbeit trage dazu bei, daß ihre Nerven in Schwingung geraten, und er, Klaus, dürfe ihr glauben, wie gut sie es mit ihm und nicht zuletzt mit Marieli meine, bei dem sie ja Patenstelle versehe.

Novemberabend

Gertrud Bürgi

Wie der Tag jetzt so bald die Augen schließt
und entschlummert.

Hinsinkt ob der eigenen Schwere
und dies Eine nur denkt: Schlaf, Traum . . .
Und wie der Abend dann kommt,
Spinneze von Feuchtigkeit über die Gärten legt
und unsere Gedanken umkreist, die müde zusehen
und nicht wissen, wohin,
bis sie selber, Fliegen im Netz, von der Spinne
Nacht
festgehalten, ausgesogen werden . . .

Der Wirt gewann immer mehr den Eindruck, diese gründliche Aussprache habe die Luft gereinigt. Man ging mit den besten Vorsätzen auseinander, und die folgenden Tage und Wochen sollten beweisen, daß man sich von nun an besser verstand.

Am gleichen Abend war auch in der Villa Direktor Hallers noch viel und lange geredet worden. Mann und Frau saßen in der Stube beisammen. Der Direktor hatte eine Zigarre angezündet, eine von den wohlduftenden Habanna, die er immer hervorholte, wenn er die Behaglichkeit seines schönen Heimes genießen wollte. Jetzt vertiefte er sich in die Zeitung. Als er den Handelsteil aufmerksam durchgegangen hatte, sprang er aufs leichtere Feuilleton über und war im Begriffe, eine historische Skizze in Angriff zu nehmen. Da rief ihn Ursula auf.

„Was ist?“ fragte er sie.

Sie schien Mühe zu haben, mit dem heranzurücken, was ihr durch den Kopf ging.

„Du mußt nicht erschrecken. Ich habe etwas Ungeheuerliches. Vielleicht findest du, es sei verrückt.“

Robert guckte aus der Zeitung auf und nahm die Brille von den Augen. Er musterte seine Frau und lächelte dazu. Was mochte sie wieder ausgeheckt haben? Es war nicht das erstemal, daß sie ihm eine Überraschung bereitetete.

„Du darfst nicht lachen und mußt mich ruhig anhören und mir dann rund herauslagen, offen und ohne Umschweife, was du von meinen Gedanken hältst.“

(Fortsetzung folgt.)